

Bonner Jägertag '98 (IV)

# Sind Menschen unnatürlich?

Das Phänomen Störung im Kontext Jagd und Naturschutz.  
Ein (allzu?) menschlicher Beitrag zu einem populären Thema.



Dr. Jürgen Eylert

Der Begriff „Störung“ ist Bestandteil der Alltagssprache. Demnach sind Störungen lebensüblich. Die Spannweite dieser bezüglichlicher Erfahrungsbereiche reicht von der Bildstörung beim Fernsehempfang über die nächtliche Ruhstörung durch Nachbarn oder die Verhaltensstörung von Mitmenschen bis zum Störfall in großindustriellen Anlagen.

Neuerdings findet das Phänomen „Störung“ in naturschutzrelevanten Bereichen, also auch in der Jagd, zunehmend Beachtung, und es hat Eingang gefunden in zahlreiche einschlägige Gesetzestexte, Erlasse und Verordnungen. So ist z. B. im Rd.Erlaß des MURL NRW zur Ausübung der Jagd in Naturschutzgebieten ein (Unter-)Kapitel eigens der „Jagd als Störfaktor“ gewidmet. Das Landschaftsgesetz NRW verbietet in Naturschutzgebieten alle Handlungen, die u. a. zu einer nachhaltigen Störung führen können.

Die Bedeutung des vielfach verwendeten Begriffs bleibt im

konkreten Einzelfall jedoch oft unklar: Geht es um Ursache oder Wirkung, um unmittelbare Reaktion oder mittelbare Konsequenzen, um die Beschreibung oder aber um die Wertung eines Ereignisses oder Sachverhalts?

Unschärfe und Mehrdeutigkeit des Begriffes lassen für Assoziationen und Interpretationen ein weites Feld. Die terminologische Nähe zur „Zerstörung“ suggeriert dem Naturromantiker offenbar auch „Störung“ jeglicher Art als etwas unbedingt zu Vermeidendes. Als Resultat laienhafter, dilettantischer Verwendung dieses Wortes mag das hin-

nehmbar sein, nicht aber, wenn es wider besseren Wissens gezielt zur Desinformation oder Manipulation eingesetzt wird. Dies gilt umso mehr bei Aussagen mit (natur-) wissenschaftlichem Anspruch. Vor diesem Hintergrund sind eindeutige Definitionen und ein

korrekter Gebrauch von Begriffen unerläßliche Voraussetzung für die Arbeit, die Diskussion und die Abstimmung in Wissenschaft, Legislative, Administration und Praxis.

## Störende Hochsitze?

Aus Naturschutzsicht wird der Jagd zunehmend ein vielfältiges, oft unbestimmtes Störpotential zugeschrieben. Derartige Aussagen werden mehr und mehr auch in Jagdkreisen selbst übernommen – ob aus Überzeugung oder Opportunismus sei dahingestellt. In dem oft konfusen Sprachgebrauch kann z. B. die tatsächliche oder angenommene Eutrophierung besonders schutzwürdiger Standorte durch Wildfütterung eine „Störungssituation“ darstellen.

Wenn ohne nähere Erläuterung von „störenden Hochsitzen“ die Rede ist, kann sich dies auf das Landschaftsbild, also auf das ästhetische Empfinden des Menschen beziehen oder – bedingt durch das Aufsuchen

und Verlassen des Ansitzes durch den Jäger – etwaige Auswirkungen auf Flora und Fauna betreffen. Bei der Fangjagd bleibt meist völlig offen, was unter „Störung“ zu verstehen ist. Ist es die aus Tierschutzgründen möglichst regelmäßige und häufige Kontrolltätigkeit, die vielleicht Trittschäden an der Vegetation bewirkt oder die dortigen Vögel „stört“, oder soll der eigentliche Fang von Raubwild mit oder ohne Jagdzeit oder von nicht jagdbaren Arten verhindert werden?



Im Zentrum der aktuellen Diskussion steht die exponierteste Art der Jagdausübung, die Bejagung des Wildes mit der Schußwaffe. Die hiermit angeblich verbundenen „Störungen“ werden inzwischen vielfach für gravierender angesehen als der Wildabschuß selbst. Mit nachfolgenden Ausführungen soll zur Definition einschlägiger Begriffe beigetra-



gen und auf dieser Grundlage die Relevanz der Thematik für den Artenschutz näher erläutert werden.

### Reize und Reaktionen – normal und natürlich

Jagdliche und andere menschliche Aktivitäten in der freien Landschaft stellen zunächst nicht mehr und nicht weniger als einen Reiz dar, auf den die bejagten und ggf. auch andere am Ort des Geschehens anwesende Tiere reagieren.

Reizadäquate Reaktionen sind nicht nur „normal“ und „natürlich“, sondern – dies an die Adresse von „Ökochondern“ und populistischen Bedenkenträgern – insofern auch beruhigend, als sie die gar nicht unerfreuliche Feststellung zulassen, daß die Tiere immerhin leben.

Auf die optisch, akustisch, olfaktorisch oder auch kombiniert auftretenden Reize kann zunächst gewissermaßen „innerlich“, d. h. auf physiologischer Ebene reagiert werden, z. B. bei brütenden Vögeln mit

einer Erhöhung oder Senkung der Herzschlagrate. Bei derartigen, nur experimentell zu erfassenden Vorgängen besteht die Möglichkeit der Gewöhnung, so daß Reizwiederholung die Reaktion abschwächt. Gerade

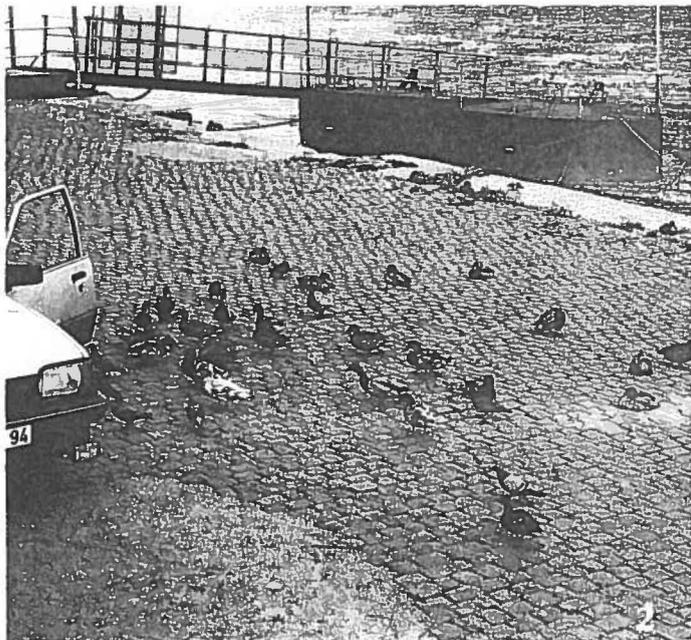
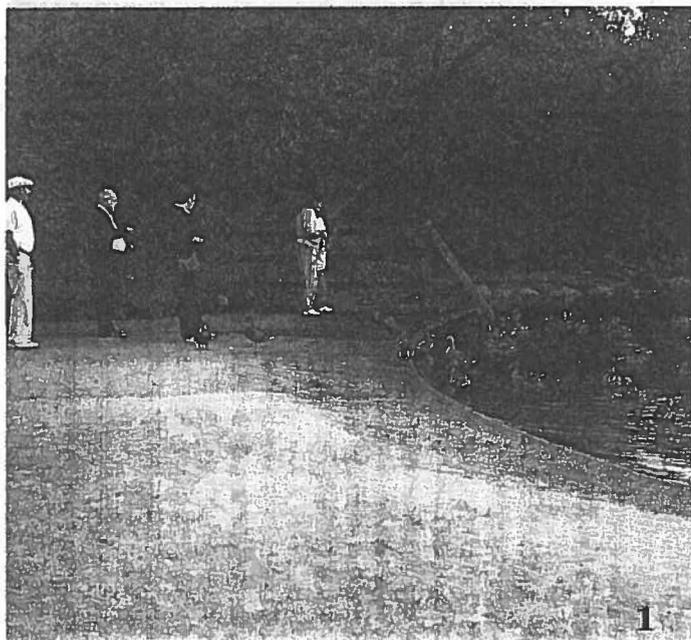
im Hinblick auf die geforderte Nachhaltigkeit menschlicher Naturnutzung bzw. Zukunftsfähigkeit freilebender Tierpopulationen ist der Aspekt Gewöhnung wichtig, wenn nicht von entscheidender Bedeutung.

Wie „sehr“ und „schnell“ sich Tiere an Reize gewöhnen, hängt von einer Vielzahl von Faktoren ab: Die Art des Reizes, die für die betroffenen Tiere damit verbundenen Assoziationen, art-spezifische Lebenserwartung,



Der Verfasser sieht bei den in Deutschland bejagten Wildarten keinen ernstzunehmenden Hinweis auf die Jagd als Störfaktor, d. h. als eine nicht kompensierbare, die Bestandsgröße bzw. -entwicklung negativ beeinflussende Reizquelle. Ganz im Gegenteil wird die ungebrochene Reproduktion z. B. des Schalenwildes vielfach eher als ein mit jagdlichen Mitteln einzudämmendes Problem empfunden, und sie kann als Hinweis auf ein zumindest ausreichendes Wohlbefinden gesehen werden

FOTO: STEFAN MEYERS



Szenen einer eigentlichen Wildtierart im Spektrum von vier Biotoptypen: Naturschutzgebiet (1), Schiffsanleger am Rhein (2), Parkteich (3) und Siedlung (4). Macht regelmäßiger Kontakt zum Menschen das Wildtier zum Haustier oder macht er die Stockente zur Tierart mit Zukunft? FOTOS: DR. J. EYLER

Fortpflanzungsrate und Sozialstruktur, die hiervon wiederum beeinflusste Möglichkeit, Erfahrungen zu sammeln, diese für sich selbst lernend zu verwerten und sie an Nachkommen und Artgenossen traditionsbildend weiterzugeben. Bei wandernden Tieren insbesondere auch die Bindung an den augenblicklichen Standort.

**Gewöhnung, Geduld, Gelassenheit**

Individuelle Gewöhnungsphasen bis hin zur Traditionsbildung können Flaschenhals-situationen darstellen, wobei der Umfang an Verlusten (z. B. Unfalltod infolge panikartiger Flucht) und die Prozeßdauer von dem von Art zu Art verschiedenen Zusammenwirken der vorgenannten Faktoren bestimmt werden. Hierbei sind Zeiträume anzusetzen, die unter Umständen mehrere (Tier-) Generationen umfassen und je nach Tierart folglich auch einen beachtlichen Teil der menschlichen Lebensspanne. Aus evolutionsbiologischer Perspektive ist also mehr Geduld, im wohlverstandenen Sinne auch Gelassenheit einzukalkulieren, in der räum-

lich und zeitlich zumeist sehr viel engeren Betrachtung des vor Ort agierenden Artenschützers, Wildbiologen oder Jägers sogar zu fordern.

Daß eine solche Gewöhnung an bestimmte Reize tatsächlich in erheblichem Umfang stattfindet, ist empirisch aus der aktuellen Verbreitung, Bestands-situation und -entwicklung vieler bejagter und nicht bejagter Wildtierarten in Deutschland zwingend abzuleiten.

Im Rückgriff auf den erwähnten Flaschenhals wird an einem konkreten Beispiel allerdings deutlich, daß der Erfolg oder Vorteil von Gewöhnung sich nicht unbedingt am Ende, aber zumindest in einem gewissen Stadium dieses Prozesses als Scheinerfolg darstellen kann: Reaktionen können auch offensichtlich, im Bereich des für den Menschen gut wahrnehmbaren Verhaltens ablaufen, indem Tiere ihre momentane Aktivität unterbrechen und manchmal – sogleich oder nach einiger Zeit, mehr oder weniger schnell und weit – ausweichen. Brutende Haubentaucher an Gewässern mit regem Bootsverkehr zeigen z. B. infolge Gewöhnung

im Vergleich zu Artgenossen an ruhigeren Gewässern eine geringere Fluchtdistanz gegenüber den Booten. Sie verlassen die Gelege erst spät, häufig nicht einmal zugedeckt, so daß aufgrund erhöhter Predationsverluste ihr Bruterfolg geringer ist. Hierbei handelt es sich also (noch) nicht um einen selektiven Vorteil oder eine erfolgreiche Anpassung an den Reiz bzw. an die menschliche Aktivität.

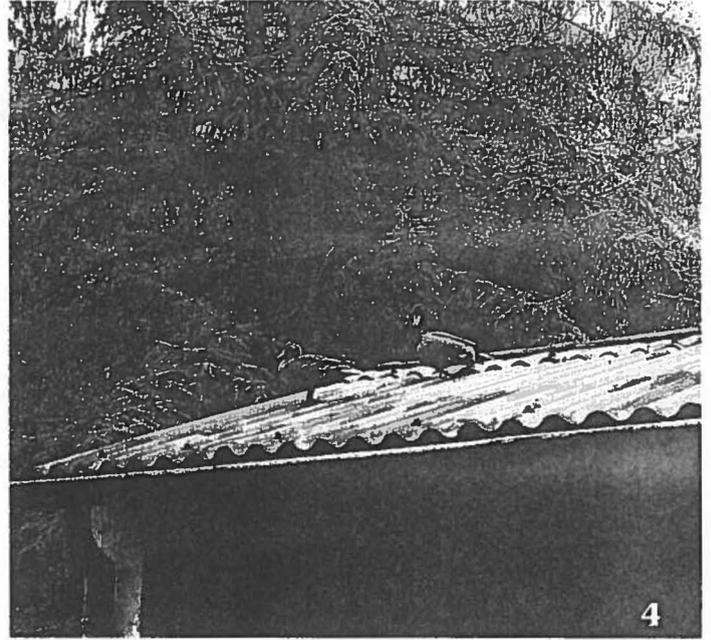
**Verhaltensänderungen**

Auch die meisten anderen uns bekannten Reaktionen von Tieren auf anthropogene Reize betreffen das Verhalten. Dabei wird festgestellt, daß die dem Reiz ausgesetzten Tiere daraufhin etwas anderes tun, als sie es bisher taten und ohne diesen Reiz sehr wahrscheinlich auch weiterhin täten; sie sind „beunruhigt“. Schalenwild unterbricht das Äsen und sichert vermehrt, ggf. zieht oder flüchtet es an gedeckte Standorte. Bei der Jagd an oder bei Gewässern auf Stockenten oder anderes Niederwild „reißen“ die flüchtenden Stockenten ggf. auch andere Wasservögel, die dort als Durchzügler oder

Wintergäste ruhen oder Nahrung suchen, mit zu einem Ausweichgewässer. Bei der Graugansjagd kann es vorkommen, daß Trupps überwinternder nordischer Wildgänse, die in der Nähe sitzen, auffliegen und andere Äsungsflächen aufsuchen.

Diese Aufzählung ließe sich noch um viele Beispiele erweitern. Gemeinsam ist all diesen Situationen allerdings, daß die Erkenntnis nicht über die bloße Beobachtung der Verhaltensreaktionen hinausgeht. Vor allem durch methodische Schwierigkeiten ist bisher nicht untersucht worden, inwieweit diese Ereignisse von den Tieren kompensiert werden, d. h., ob überhaupt und ggf. welche Konsequenzen hiermit für die betroffenen Individuen verbunden sind. Im konkreten Einzelfall ist oft nicht nachzuweisen, ob – wie es von Tauchenten bekannt ist – die Nahrungssuche verstärkt in die Nacht verlagert wird, ob Ausweichgewässer für die Sicherung des Nahrungsbedarfs gleichwertig sind oder ob der durch Fluchtbewegungen bedingte erhöhte Nahrungsbedarf andernorts oder nach Rückkehr





an den Ausgangsort durch gesteigerte Nahrungsaufnahme gedeckt wird.

Auf der Basis von Sichtbeobachtungen oder von Messun-

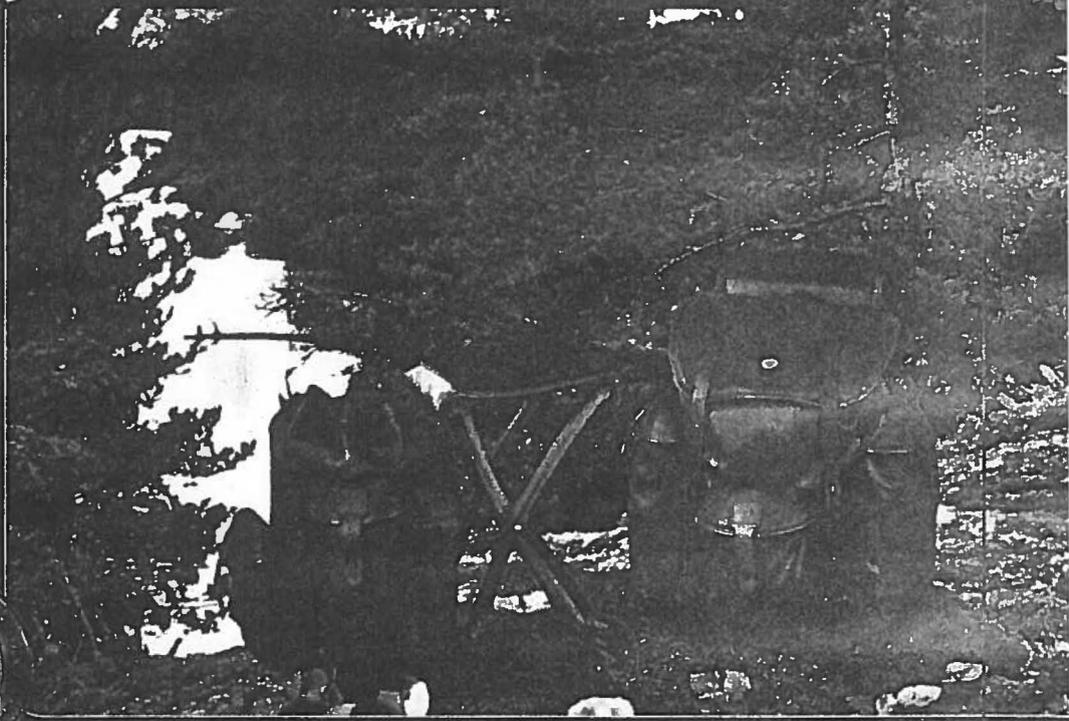
gen erlegter Wildtiere gibt es bei Wildgänsen, Rehwild oder Gemsen vereinzelt Hinweise auf ein verringertes Körpergewicht als ein (bedingt taugli-

ches) Maß für die individuelle Kondition, wohingegen jagdlich oder sonstwie störreizbedingte Reproduktions- bzw. Fitneßeinbußen kaum belegt sind.

Einsichten in Kompensationsvorgänge oder Auswirkungen von Verhaltensreaktionen auf menschliche Reize resultieren im wesentlichen aus der Betrof-

## EXCLUSIVE JAGDAUSRÜSTUNGEN

Dieser perfekte, praxisgerecht durchdachte und ansprechend schöne Lederrucksack ist für die Drück- oder Freijagd sowie für Angler und Wanderer hervorragend geeignet. Der Rucksack ist sorgfältigst aus hochwertigem Kalbs- und Rinderleder verarbeitet. Die Abdeckung ist geeignet z.B. eine Decke im gerollten Zustand aufzunehmen. Innen ist sie mit Lammfell gefüttert, so daß beim Zurückklappen ein gepolsterter Sitz entsteht. Die fünf Außentaschen sind für Messer, Fernglas, Taschenlampe usw. gedacht. Der Rucksack hat einen Inhalt von ca. 35 Litern und ist in den Farben Jagdgrün und Rotbraun erhältlich. In diesen Farben können wir übrigens unsere gesamte Jagd- und Reisekollektion anbieten.



*Wolfgang Kletti*

Wolfgang Kletti, Grüneburgweg 23  
60322 Frankfurt, Tel.: 06103/83195  
06103/831952, Fax: 06103/985292

fenheit des wirtschaftenden Menschen, wenn Forst- oder Landwirtschaft über angeblich vermehrte Wildschäden durch Schalenwild oder Gänse klagen. Diese (Begleit-) Erscheinungen sind allerdings kein eigentlich artenschutzrelevantes Problem, denn aus dessen Sicht sind letztendlich Reizaktivitäten mit Konsequenzen auf der Populationssebene von entscheidender Bedeutung. Im Beziehungsgefüge „Reiz-Reaktion-Konsequenzen“ kann erst bei der Wertung erhobener Befunde von einer Störung die Rede sein, und zwar dann, wenn eine nicht kompensierte Wirkung von Reizen belegt ist, also frühestens auf der Ebene der individuellen Kondition.

## Jagd kein ernstzunehmender Störfaktor

Reizbedingte Wirkungen auf dem relativ hohen Niveau der Population sind besonders schwierig nachzuweisen, weil hieran oft mehrere Faktoren beteiligt sind. Insbesondere auf dieser Ebene gibt es bei den in Deutschland bejagten Wildarten keinen ernstzunehmenden Hinweis auf die Jagd als Störfaktor, d. h. als eine nicht kompensierbare, die Bestandsgröße bzw. -entwicklung negativ beeinflussende Reizquelle. Ganz im Gegenteil wird die ungebrochene Reproduktion z. B. des Schalenwildes vielfach eher als ein mit jagdlichen Mitteln einzudämmendes Problem empfunden, und sie kann als ein Hinweis auf ein zumindest ausreichendes Wohlbefinden gesehen werden. Dramatisierungen bei der Beurteilung der Lebensbedingungen des Schalenwildes halten der Realität offenkundig nicht stand.

Für die übrige Fauna gilt dies ebenso; sie ist weitaus weniger untersucht als das jagdlich interessante Wild, und bei den nicht bejagten Arten sind darüber hinaus vernünftigerweise keine stärkeren jagdlich bedingten Stör-

wirkungen zu postulieren als bei den „Objekten“ der Jagd selbst. Mit der Propagierung störungsarmer Jagdarten oder der Einrichtung von Wildruhezonen geht es primär um die Reduzierung von Wildschäden (Verbiß, Schäle, Gänsefraß). Sorgen um den Fortbestand des „Schadwildes“ spielen allenfalls mittelbar eine gewisse Rolle, und zwar im Hinblick auf etwaige Akzeptanzprobleme dieser Tiere bei Grundeigentümern und Bewirtschaftern, die vereinzelt nach drastischer Bestandsreduzierung bis hin zum Totalabschuß rufen.

Das aus Artenschutzsicht tolerierbare Maß an menschlichen, speziell jagdlichen Aktivitäten in puncto „Störung“ ist mithin zumeist nicht bekannt. Ein Kuriosum in dieser Thematik ist, daß Protagonisten einer Reduzierung von „Störungen“ keineswegs abstreiten, daß viele Reize bei regelmäßiger Wiederholung gewöhnbar sind. Dies belegen u. a. die arten- und individuenreichen Vorkommen von Wildtieren, darunter auch sogenannte störungsempfindliche Arten, auf Flughäfen, Truppenübungsplätzen oder in unmittelbaren Siedlungsbereichen. Knallschreckapparate in Gemüseanbaugebieten haben auf Ringeltauben oder andere Wildtiere nur eine Anfangswirkung. Auch für die jagdliche Praxis ist eine nachhaltige Vertreibungswirkung nicht belegt.

## Menschliche und tierische Jäger

Bei der Bewertung anthropogener Reize und hierdurch bewirkter Reaktionen oder ggf. auch Konsequenzen kommt erschwerend hinzu, daß Reaktionen vielfach unspezifisch sind. Eine bestimmte Änderung der Herzschlagrate kann z. B. gleichermaßen durch einen sich nähernden Artgenossen bzw. Partner wie durch einen Raubfeind hervorgerufen werden. Außerdem gibt es zu den jagd-

lich bedingten Reizen „natürliche“ Äquivalente. Auch Freßfeinde jagen häufig in Morgen- und Abenddämmerung, also zu „sensiblen“ Zeiten, wenn die potentielle Beute auch Nahrung sucht. Das plötzliche Erscheinen eines Beutegreifers bedeutet einen mit negativer Konsequenz verbundenen Reiz, der hinsichtlich Wirkungsintensität und Gewöhnbarkeit mit dem Jäger Mensch vergleichbar sein dürfte – jedenfalls sind mir keine gegenteiligen Untersuchungsbefunde bekannt.

Wissen wir denn überhaupt, ob Wildtiere in einer sogenannten intakten Landschaft, in der der Mensch nicht zur Jagd geht, stattdessen das gesamte Spektrum natürlicher Freßfeinde auftritt – vom Wolfsrudel über Bär und Luchs bis zum Adler – reiz- oder störungsärmer leben als hierzulande und ob es dort um ihr Wohlbefinden besser bestellt ist?

Gerade der Umstand, daß überraschend viele Untersuchungen zu Auswirkungen von „Störungen“ an Vögeln innerhalb der Brutzeit auf einen offenbar großen Einfluß von Predation hinweisen, wirft einige interessante Fragen auf. Wie ist z. B. ein menschengemachter Reiz zu werten, wenn dieser unmittelbar nur eine Reaktion, z. B. Verlassen des Nestes bzw. Geleges bewirkt, diese aber indirekt Konsequenzen auf höherer Ebene nach sich zieht, indem Nesträuber den Bruterfolg reduzieren? Kann es unter dergleichen Rahmenbedingungen nicht sinnvoll sein, Jagd in Schutzkonzepten zu integrieren, indem z. B. zahlreich vorkommende Predatoren mit jagdlichen Mitteln reduziert werden? Sollte nicht gerade in einer durch Menschen überprägten Kulturlandschaft aus Artenschutzsicht ziel- bzw. erfolgsorientiert der jagdliche Schaden und Nutzen einzelfallbezogen abgewogen werden, ganz im Sinne der neuerdings

geforderten umweltökonomischen Gesamtrechnung? Ist der in der Störungsthematik vorhandene Dualismus menschengemachter und „natürlicher“ (Stör-) Reize, also die Ausgrenzung des Menschen von der übrigen belebten Natur nicht selbst unnatürlich?

## Der Mensch – integraler Bestandteil der Natur

Wenn der Mensch alleiniger Verursacher des heutigen, als bedroht, gefährdet oder zerstört empfundenen Zustands von Natur und Landschaft ist, zugleich aber als letztlich bewertende Instanz ihr einziger potentieller Bewahrer und Schützer ist, dann ist er ein integraler Naturbestandteil. Auch Schutzbestrebungen sind immer vom Menschen getroffene Wertentscheidungen. Und auch die ethischen Eigenrechte der Natur werden immer aus menschlicher Perspektive zugewiesen.

Zusammenfassend, abschließend und gewissermaßen als Ausblick – letzteres auch im Hinblick auf Prognosen zum globalen Bevölkerungswachstum und die hierdurch auch in Mitteleuropa und Deutschland zu erwartenden Umwälzungen – ist hier speziell aus Sicht des Artenschutzes die Frage zu stellen, wie denn eine Steuerung von Reizen und ihren Wirkungen auf die Fauna erfolgen sollte, zugunsten einer zukunftsfähigen, nachhaltigen Entwicklung und Koexistenz von Wildtier und Mensch.

Im menschlichen Leben hat sich gezeigt, daß reizarme Umwelten für die Individualentwicklung keineswegs unbedenklich oder gar vorteilhaft sind. Ist für Tiere das Leben mit dem Menschen – auch Jäger sind Menschen –, also eine ganz vernünftige Balance zwischen der Abschirmung und der gezielt zugelassenen Einwirkung von Reizen der Schlüssel zum Erfolg bzw. zum Überleben? 

